Nr. 190. — 1914. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Sonnabend, 26. September.

Aussprache von Kriegsnamen.

Von W. Holzmeier.*)

I.

Die Orte, von denen wir in diesem Kriege zu hören kriegen, führen meist fremde Namen, und das ist ein Glück für uns. Nur eine kleine Unannehmlichkeit ist für den Deutschen dabei: er kann sie manchmal nicht aussprechen, namentlich wenn er zu Hause sitzt und nicht hört, was die Leute an Ort und Stelle selber sagen. Dann begreift er nicht, wie der General v. Emmich auf die Frage, wem wohl die nächste Festung nach Lüttich in die Hände fallen würde, gesagt haben soll — oder nach Ansicht des Mannes, der das Wortspiel erdacht, gesagt haben könnte —: „Na mür!" Denn um den Scherz zu verstehen, müßte er wissen, daß die vielgenannte Festung in französisch-wallonischer Aussprache „Namür" heißt und nicht „Namuhr", wie man es immer wieder um sich herum hört von Leuten, die nicht wissen, daß der Franzose mit dem Buchstaben u das deutsche ü bezeichnet, während er unser deutsches u nur durch ou ausdrücken kann. Auch begreift er nicht, wie über Postkartenbildern von Lüttich in großen Buchstaben das ehrliche deutsche Wort „liege" stehen kann, bis ihm einer erklärt, daß auch hinter diesem scheinbar so harmlosen Wort eine unvermutete Tücke steckt, indem das Wort Liège, spr. „liäsche" (mit weichem sch wie in „rangieren") heißen soll, was der französische Name für Lüttich ist.

Kurz und gut, um diesen Uebelständen zu steuern, hat die Redaktion uns aufgefordert, eine kurzgefaßte Anweisung zu geben, wie man die für diesen Krieg in Frage kommenden ausländischen Namen auszusprechen hat. Damit ist wenigstens erst einmal soviel erreicht, daß die Verlegenheit von den Schultern der Leser auf die unsrigen gewälzt ist. Denn erstens ist es gar nicht so leicht, aus der Fülle des Stoffes die wirklich wesentlichen allgemeingültigen Aussprachegesetze auszuwählen und sie in der gebotenen Kürze darzustellen, und zweitens versagen diese Gesetze gerade bei Eigennamen immer noch am ehesten. Was hilft es mir, daß ich weiß, daß im Französischen das s am Schlusse im allgemeinen nicht ausgesprochen wird, wenn es doch gleich bei den drei Namen „Jaurès", „Reims" und „Mons" anders ist und man „schoräßh" (mit dem Ton auf der zweiten Silbe!) und „Rengh" und „Mongh" sagen muß?

Immerhin ist es im Französischen noch nicht so schlimm. Da gelten meistens auch für die Eigennamen die allgemeinen Aussprachegesetze. Toll wird es unter Umständen erst im Englischen. Keine Aussprachereglel der Welt kann einen Menschen lehren, es selbst herauszufinden, wie man gewisse englische Eigennamen auszusprechen hat. Macleod wird ausgesprochen wie „mäcklaud", Buccleugh wie „bökkluh" und O'Brien wie „o'breiän". Und kommt gar das Walisisch-Keltische dazu, so klingt der bekannte Kohlenhafen Llanelly wie „thlanethli" (Ton auf der zweiten Silbe) und selbst das Wort Anglesey, das auf jeden doch sofort den Eindruck macht, daß es gar kein Wort sei, sondern bloß eine Herausforderung des gesunden Menschenverstandes, läßt sich aussprechen, indem man „äniack" sagt, nachdem man erfahren hat, daß im Walisischen das w zur Bezeichnung unseres u dient. Also wenn so etwas ganz Abenteuerliches auftaucht: lieber nicht erst lange spintisieren, sondern ein möglichst dickes englisches Wörterbuch hernehmen oder auf irgendeiner größeren öffentlichen Bibliothek einsehen: diese Bücher enthalten regelmäßig ein besonderes Verzeichnis der englischen Eigennamen mit genauer Angabe der Aussprache. So bringt z. B. das Wörterbuch von Thieme-Preußer eine ziemlich umfangreiche Zusammenstellung dieser Art, die alle häufiger vorkommenden Namen und auch eine Reihe seltenerer berücksichtigt.

Doch davon später noch einiges. Vorderhand möchten wir uns erst einmal einen Schmerz von der Seele schreiben, der mit beiden westlichen Sprachen, dem Französischen wie dem Englischen, zu tun hat. Und zwar geht die Geschichte nicht den Leser der Namen an, sondern den Zeitungsmann und den Setzer, nicht den Verbraucher also, sondern den Erzeuger der Ware. Und es tut uns ferner herzlich leid, daß wir nicht Arthur Schopenhauer sind, und also nicht das Recht haben, hier so göttlich erfrischend grob zu werden, wie er in sprachlichen Angelegenheiten zu werden pflegte. Wir werden also nicht weiter gehen, als daß wir hier von einem liederlichen Unfug reden, wofern es sich nicht vielmehr um wirkliche Unkenntnis handelt. Nämlich, die Sache ist die: wir haben noch heute wieder irgendwo etwas von „Nanzy" gelesen. Wir haben auch schon irgendwo die Form „Journal offiziel" gesehen, und auch schon von englischen principles gelesen. Und in einem sehr feinen und angesehenen liberalen Blatt stand in der Ordensliste zweimal — zweimal! — médezin — zweimal dicht hintereinander!

Also so geht es nicht, so geht es wirklich nicht: es ist ein unsagbarer Greuel — doch wir wollten ja nicht grob werden; fassen wir uns! Es ist ja ganz schön und nett, daß man das e aus deutschen oder deutsch umgewandelten Fremdwörtern entfernen will. Es soll gelten, daß man jetzt „reklamiert" und nicht mehr „reclamirt", daß man „musiziert" und nicht „musicirt". Das e wird leicht undeutlich bei schnellem Schreiben und dergleichen. Aber es wirkt schon sonderbar, wenn man beim Anführen eines naturwissenschaftlichen lateinischen Namens „Bazillus" schreibt statt „Bacillus". Immerhin, es ist wenigstens kein Ulk. Ein Ulk aber ist es, wenn man „Nanzy" schreibt statt „Nancy" und die englischen Prinzipien prinziples nennt statt principles. Denn im Französischen wie im Englischen bedeutet das c überhaupt nicht den deutschen Z-Laut, sondern es wird wie s gesprochen. Dieses letztere müßte man also setzen und nicht z, wenn man schon einmal ein Ragout von deutschen und fremden Bestandteilen wollte. Aber es kommt noch schlimmer. Dieses z, das man willkürlich gesetzt hat, bedeutet im Englischen und Französischen, wie fast in allen fremden Sprachen, überhaupt nicht den schärfsten Zischlaut wie bei uns, sondern gerade den weichsten, nämlich so viel wie das weiche deutsche s. Also lauten die Worte offiziel und prinziples nach den Gesetzen ihrer Sprachen gelesen wie „offisiel" und „Prinsiples", während sie doch lauten sollen und müssen: „offisiel" und „Prinsiples". Die beiden Mißgeburten „offisiel" und „Prinsiples" gibt es gar nicht, ist keiner Sprache, und die beiden Mißgeburten „Rang—zy" und „Prin—ziples" auch nicht. Also lasse man sie, bitte, endlich auch vom Papier verschwinden! Man schreibe Nancy, das man ausspricht wie „Nang—sy" und principles, das dann lautet wie „Prin—siples" oder vielmehr wie „Prin—sippels". Nebenbei gesagt, „Danzig" ist richtig; es ist der alte deutsche Name der Stadt.

Gehen wir nunmehr zu einigen Eigentümlichkeiten zunächst der französischen Sprache über, die dem Nichtkenner besondere Schwierigkeiten bereiten, und halten wir uns zuerst an die Stimmlaute. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß man ai wie äh ausspricht. Douai wird also wie Duäh ausgesprochen, Cambrai wie Kangbräh (mit dem Nasallaut). Aber hier schon kann man sich vergaloppieren. Bei den sehr bekannten Namen Versailles, Caillaux, Vaillant stimmt es nicht. Es heißt „versa—ij," ka—ijoh, wa—ijang (alle drei zweisilbig zu sprechen!) Woran liegt das? Nun, es gibt im Französischen einen Laut, genannt der „erweichte Laut", der bezeichnet wird durch il (wenn ein Stimmlaut nachfolgt, durch ill). Dieser Laut klingt wie ein i mit nachgeschlagenem j, also wie ij. Er schließt sich stets an einen vorhergehenden Stimmlaut an und verschmilzt mit diesem zu einem Doppellaut, läßt ihn aber sonst unverändert. Läßt also auch das a unverändert und verwandelt es nicht in ä! Darum wird auch das bekannte Wort émail wie „ema—ij" (zweisilbig!) ausgesprochen, und übrigens nicht wie „emallje" — das gibts nicht, obschon so was von einem l auch dabei sein soll, wie die Schreibweise zeigt, aber nur schüchtern, ganz schüchtern! Hierher gehört auch Marseille und seine Marseillaise = mar—ße—ij—äl' (dreisilbig, mit sehr kurzem, hellem e!), ferner Bouillon = bu—ij—ong usw. Der Laut kann auch mit einem i verschmelzen, wie z. B. in dem Worte fille (Mädchen) = fij'); doch ist dies selten; die zahlreichen Ortsnamen auf ville und viller z. B. werden mit einem einfachen ihl (also mit langem i) gesprochen: Luneville = lünehwihl', Manonvillers = manong—wihläh. Erwähnen wir endlich hier noch die echt französischen Lautgruppen euil und ueil, sowie das Wort œil (= Auge); in allen drei Fällen spricht man ö—ij (einsilbig mit kurzem ö).

Was im übrigen die Aussprache der Stimmlaute anlangt, so wird, wie schon erwähnt, u wie ü, ou wie u ausgesprochen. Bekannt ist, wie man die Doppellaute spricht; au wie o, eu wie ö, ei wie ä, ai wie ä. Also Maubeuge wie mobösch (weiches sch!). Zu bemerken ist, daß ui (= üi) ebenfalls als Doppellaut gilt, also einsilbig zu sprechen ist, und daß ey und ay sich nach ei und ai richten, also wie ä lauten, sobald sie am Ende stehen (was bei ay selten ist), also Cirey = ßiräh; daß sie aber, wenn ein weiterer Stimmlaut folgt, einen Nachschlag von j annehmen: assoyez-vous (setzen Sie sich) klingt wie „assojeh-wuh." Laon und Caen sind echte Eigennamentypen; sie lauten wie „lang" und „kang". Das te ist immer getrennt zu sprechen; also „Dieppe = djepp". Ganz bekannt ist auch, daß eau und eaux wie o gesprochen wird. Also Meaux = „moh" und Bordeaux = „bordoh". Warum man eigentlich den langen Senf schreibt? Nun das hängt mit dem sogen. historischen Prinzip der französischen Rechtschreibung zusammen und wird gemacht weil es einst „Bordigala" geheißen hat, und damit man nachher weiß, warum ein Mann aus Bordeaux auf einmal un Bordelais (= bordeläh), ein Bordeleser heißt.

Eine besondere Behandlung verlangt das oi. Es gilt auch als Doppellaut und wird wie oa ausgesprochen. Soll es einmal anders sein, so steht ein Trema. Die aus alten Zeiten berühmte Héloïse spricht sich wie „elo—ise", und wer es anders macht, blamiert sich. Freilich nicht vor dem Pariser sergent (herschant) de ville, d. h. Schutzmann, den ich einmal auf dem Friedhof Père Lachaise (pähr laschäse) nach dem Grabmal des Abélard (abehlahr) und der Héloïse fragte: er sagte in seiner Eigenschaft als Pariser und als Autorität „eloaf", und man kann sich denken, daß ich nur tränenden Auges dem philologisch minderwertigen Menschen den Frank Trinkgeld gab, den die Sachlage nun einmal anstandshalber verlangte. Na, jedenfalls sieht man, wie selten und wenig bekannt selbst beim Volke des eigenen Landes die sprachliche Ausnahme ist.

Aber eins ist wichtig: wenn auf oi noch ein Stimmlaut folgt, so verwandelt es sich in oy und erhält dann ebenfalls einen Nachschlag von j. Der Ort Moyenvre in Deutsch-Lothringen spricht sich also wie „moajöwer'", und royal (= königlich) lautet wie „roajall" (alle französischen Wörter haben den Ton auf der letzten Silbe), während der Engländer, der das Wort auch besitzt, einfach reuäl (Ton auf der ersten Silbe!) sagt.

Es gibt noch einen Fall, daß das oi wie ein richtiges oi und nicht als oa behandelt wird, nämlich in Verbindung mit dem Nasallaut (die Endungen oin, oins und oint lauten wie oäng und nicht wie oang); aber nicht ist das der Fall in Verbindung mit der Lautgruppe gn, die bekanntlich wie nj klingt: Loigny, der Schlachtort von 1870, heißt „loanji".

Was das e anlangt, so tritt es im Französischen mit und ohne Akzent auf. Das akzentlose e wird ganz dumpf oder gar nicht gesprochen, das é dagegen hell und hoch; de (= von) klingt fast wie dö mit sehr kurzem, dumpfem ö, élever (= erhöhen) wie ehl'weh, élévation (= Erhöhung) aber wie ehlehwatsiong.

Besonders wichtig wird diese Regel beim End-e; Lille sprich wie Libl, Condé aber wie Kongdeh. Dabei ist zu bemerken, daß das helle, laute é am Ende auch in den sehr häufigen Formen er, ers oder er auftritt, alle drei lauten einfach wie ein solches é, ohne daß man r oder s mitspräche. Namentlich er ist sehr häufig; es ist die Endung der Nennform bei den meisten Zeitwörtern (siehe élever); aber gerade bei Eigennamen wird es häufig auch wie ähr ausgesprochen, so bei den elsaß-lothringischen Namen, die eigentlich auf „weiler" enden, wie Guedviller (= Gebweiler, sprich gebwihlähr. Auch spricht man Anvers (=Antwerpen) wie angwähr.

Die Laute è und ê bezeichnen das breit gesprochene äh. Mézières lautet wie mehsiähr'. (Das nahe gelegene berühmte Sedan sprich wie söddang). Ein breites äh dieser Art wird auch durch die Endsilbe et (sprich äh) bezeichnet. Malplaquet klingt also wie malplakäh.

Das doppelgesichtige y mag den Uebergang zur Besprechung der Mitlaute bilden. Als Stimmlaut wird es wie ein reines i gesprochen, nie wie ü. Aber es tritt auch als Mitlaut auf und spielt dann im Französischen wie im Englischen eine für die deutschen Sprachwerkzeuge wichtige Rolle. Es ist nämlich in beiden Sprachen der Buchstabe, der den richtigen Laut des deutschen j ausdrückt. Yonne wird wirklich wie jonn' gesprochen und York wie jork. Schreibt aber der Franzose ein j, so spricht er es wie ein weiches sch, das wir im Deutschen gar nicht haben und nur nachahmen in Lehnwörtern, wie z. B. in „rangieren". Auf diesen Laut sind alle Namen wie Jaurès (schoräh') und Joffre (schoffr') zu sprechen.

Schreibt dagegen der Engländer ein j, so spricht er es wie das eben erwähnte französische j mit einem Vorschlag von d. Der Jingo (Hurrapatriot) würde sich, wenn er sich selbst überhaupt mit diesem Spitznamen benennte, wie dschingo aussprechen.

(Schluß folgt.)

*) Wir bringen hier einige aufklärende Artikel des Genossen Holzmeier-Bremen über die Aussprache französischer, englischer und polnischer Wörter; Artikel, die nicht nur den Zeitungslesern, sondern auch, als Feldbrief nachgeschickt, den Soldaten nützlich sein werden.

Russische Einquartierung vor 100 Jahren.

Interessante Ausschnitte aus dem Kriegsleben im Anfang der Befreiungskriege bietet das Tagebuch des damaligen Schauspielers und späteren Fabrikanten Karl August Richardt in Bromberg, der im öffentlichen Leben der Kleinstadt eine Rolle spielte. (Zeitschrift der historischen Gesellschaft für Posen, Jahrgang 28.) Der Ort hatte nach dem Zusammenbruch der französischen Invasionsarmee auf den Schneefeldern Rußlands manches durchzumachen; immerhin ist aus Richardts Tagebuch zu entneh-

Ein Soldat des alten Fritz.

Ulli Braeker, 1735 in der Schweiz geboren, hat von 1770 an ein Tagebuch geführt und daraus 1781 die Geschichte seines Lebens gebildet, die 1789 als „Leben und Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg" erschienen. Aus diesem durch Frische, Natürlichkeit und Anmut ausgezeichneten Buche geben wir das Stück, in dem er seine Erlebnisse im friderizianischen Heere schildert. Er war einem Werber des Preußenkönigs in die Hände gefallen, wurde nach Berlin und schließlich in die Schlacht bei Lowositz geschleppt, aus der er glücklich desertierte. Eine neue und sorgsame Ausgabe des Buches hat Adolf Wildbrandt 1910 bei Meyer u. Jessen in Berlin herausgegeben.

•

Berlin ist der größte Ort der Welt, den ich gesehen; und doch bin ich bei weitem nie ganz darin herumgekommen. Wir drei Schweizer machten zwar oft den Anschlag zu einer solchen Reise; aber bald gebrach's uns an Zeit, bald an Geld, oder wir waren von Strapazen so marode, daß wir uns lieber der Länge nach hinlegten.

Von der Stadt Berlin sagen zwar viele, sie bestehe aus sieben Städten; unsereinem hat man aber nur drei genannt: Berlin, Neustadt und Friedrichstadt. Alle drei sind in der Bauart verschieden. In Berlin oder Cöln, wie man auch sagt, sind die Häuser so hoch wie in den Reichsstädten; aber die Gassen sind nicht so breit wie in Neu- und Friedrichstadt, wo die Häuser wieder niedriger, aber gleichförmiger gebaut sind. Da sehen auch die kleinsten, oft von sehr armen Leuten bewohnt, wenigstens sauber und nett aus. An vielen Orten gibt es ungeheuer viele große, leere Plätze, die teils zum Exerzieren und zur Parade, teils zu gar nichts gebraucht werden; ferner Aecker, Gärten, Alleen, alles in die Stadt eingeschlossen. Vorzüglich oft gingen wir auf die lange Brücke, auf deren Mitte ein alter Markgraf von Brandenburg,*) zu Pferd in Lebensgröße, von Erz gegossen steht, und etliche Enakssöhne mit krausen Haaren zu seinen Füßen gefesselt sitzen, dann der Spree nach, auf den Weidendamm, wo es gar lustig ist, dann ins Lazarett, um das traurigste Spektakel unter der Sonne zu sehen, bei dem einen, der nicht gar unsinnig ist, die Lust an Ausschweifungen bald vergehen muß. In diesen Gemächern, so geräumig wie Kirchen, sieht Bett an Bett gereiht, in deren jedem ein elender Menschensohn auf seine eigene Art den Tod, und nur wenige ihre Genesung erwarten. Hier ein Dutzend, die unter den Händen der Feldscherer ein erbärmliches Zetergeschrei erheben; dort andere, die sich unter ihren Decken krümmen wie ein halb zertretener Wurm; viele mit an- und weggefaulten Gliedern. Meist mochten wir's nur wenige Minuten aushalten, gingen wieder an Gottes Luft und setzten uns auf einen Rasenplatz. Da führte unsere Einbildungskraft uns fast immer unwillkürlich in unser Schweizerland zurück, und erzählten wir einander unsere Lebensart zu Hause: wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen und was es hier für ein verwünschtes Leben sei. Dann machten wir Pläne zu unserer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgen einer gelingen möchte; bald sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg; am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines fehlschlagenden Versuches. Fast alle Wochen hörten wir nämlich neue, ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie auch noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken —, wie sie des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wie wieder frisch drauflosgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes ihnen über die Hosen herabhingen. Dann sahen Schärer und ich uns zitternd und todblaß an und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!" Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Zünkerleins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andere um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und selber jahrein, jahraus so kujoniert zu sehen: oft ganzer fünf Stunden lang, in unserer Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quer pfahlgerad marschieren, und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furiosem Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stand, und alle Augenblicke wie unter Kabiskköpfe*) dreinzuhauen drohte. Bei einem solchen Traktement mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm und der geduldigste rasend werden. Kamen wir dann todmüde ins Quartier, so gings schon wieder über Hals und Kopf, unsere Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. Das währte so den ganzen Mai und Juni fort. Selbst den Sonntag hatten wir nicht frei; dann mußten wir auf das properste Kirchenparade machen. Also blieben uns zu jenen Spaziergängen nur wenige zerstreute Stunden übrig, und wir hatten kurz und gut zu nichts Zeit, als zum Hungerleiden. Wahr ist's, unsere Offiziere erhielten gerade damals die gemessenste Order, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei so Kriegsmanier. Alte Soldaten vermuteten wohl so etwas, schwiegen aber mausstill. Indessen waren Schärer und ich blutarm geworden, und was uns nicht an dem Hintern gewachsen war, hatten wir alles verkauft. Nun mußten wir mit Brot und Wasser oder Kovent**), das nicht viel besser als Wasser ist, vorliebnehmen. Mittlerweile war ich von Zittemann weg, zu Wolfram und Meeßis ins Quartier gekommen, von denen der erstere ein Zimmermann, der andere ein Schuster war, und die beide einen guten Verdienst hatten. Mit diesen machte ich anfangs ebenfalls Menage. Sie hatten so ihren Bauerntisch: Suppe und Fleisch mit Erdäpfeln und Erbsen. Jeder schoß zu einem Mittagsmahl zwei Dreier; abends und zum Frühstück lebte jeder für sich. Ich aß besonders gern eine Ochsenpfote, einen Hering oder einen Dreierkäse. Nun aber konnt ichs nicht mehr mit ihnen halten; zu verkaufen hatt' ich nichts, und mein Sold ging meist für Wäsche, Puder, Schuhwachs, Kreide, Schmirgel, Oel und anderes Plunderzeug auf. Jetzt fing ich erst recht an, Trübsal zu blasen, und keinem Menschen konnt' ich so recht von Herzensgrund meine Wut klagen. Des Tags ging ich umher wie der Schatten an der Wand.

(Forts. folgt.)

*) Der Große Kurfürst.

*) Kohlköpfe; dann in der verächtlichen Bedeutung: Dickköpfe.
**) Ursprünglich: im Kloster gebrautes Bier; hier: Dünnbier.

men, daß die so gefürchteten Kosaken keineswegs in Greueltaten schwelgten und oft genug die angeblich zivilisierteren Truppen des napoleonischen Heeres beschämten.

Als die erste Nachricht nach Bromberg kam, die Kosaken seien bereits in Schwetz, gab es in der Stadt große Bestürzung, „weil man noch nicht wissen kann, wie die Sitten dieser Herren beschaffen sein werden". Eine große Anzahl französischer Offiziere ergriff auf diese Kunde hin schleunigst die Flucht und zahlte für Fuhrwerke jeden geforderten Preis. Die anfängliche Furcht der Bürgerschaft weicht aber größerer Zuversicht, nachdem berichtet wird, da die Kosaken in Schwetz „säuberlich verfahren". Einige Tage später erscheint die erste Kosakenabteilung am Danziger Tor. „Die Furcht ist weg, sie halten Manneszucht." Vor einem Ausfall der Thorner französischen Garnison ziehen sie sich über den zugefrorenen Brahefluß zurück und gehen einem offenen Kampfe aus dem Wege. Die Franzosen machten infolgedessen wieder Kehrt, „taten sich gütlich in der Stadt und hatten nicht übel Lust, de prendre un peu". Diese Plünderungsgelüste sind um so erstaunlicher, als doch Bromberg zum Großherzogtum Warschau gehörte, das den Franzosen verbündet war. Nachts zogen sie nach Thorn zurück; tags darauf erschienen wieder die Kosaken. Ihr Hetmann, Herr von Lukweiken, verlangte eine ganze Zimmerflucht; er verordnete, daß binnen einer halben Stunde alle Zimmer geräumt sein müßten, wenn nicht seine Kosaken die Mühe übernehmen sollten. „Es geht alles, wenn der Kantschu hinterher ist: in einer halben Stunde waren wir ausgezogen."

Im übrigen benahmen sich die Russen manierlich, ihre Offiziere veranstalteten Festlichkeiten und die Gemeinen machten Postdienst und brachten „die Berliner Post und Zeitungen". Der russische Befehlshaber Woronzew, der inzwischen angelangt ist, hält strenges Strafgericht über einen Denunzianten, der sich durch Verleumdung des Bürgermeisters bei den Russen beliebt machen will. Ueberhaupt wird viel auf Disziplin gehalten. „Heute früh wurde einigen Soldaten die Manneszucht durch 6000 Rutenhiebe eingeschärft." Im übrigen leben sie harmlos vergnügt. „Bei Schneiders haben die Russen einen Ball gegeben, wo es recht artig hergegangen sein soll." Verstöße gegen die guten Sitten kommen anscheinend nicht vor. „Ein Offizier ist gestern herumgeritten, zum Ball auf heute inditieren. Also fuhr ich mit der Frau gegen 9 Uhr nach der „Harmonie" und fand den bal paré ebenso anständig als unter Europäern. Die Herren tanzen ebenso gern als sie sich schlagen, wo nicht noch lieber."

Erst acht Wochen nach der Besetzung der Stadt verlangt die russische Behörde 21 000 Gulden und Lebensmittel. Eine einzige Rempelei geschah zwischen dem Doktor Friedrich Busler und einem russischen Offizier, der Pferde requirieren wollte. „Solches schlägt er patzig ab, und im Diskurs bedient er sich ungescheut eines Instrumentes, um Flüssigkeiten loszuwerden, welches man sonst nicht in fremder Gegenwart ergreift. Siehe, da ergrimmt der Krieger und wirft den Doktor in einen weinleeren Keller, wo er annoch sitzt." Er wurde aber nach kurzer Zeit wieder herausgeholt. Monat auf Monat verstreicht, eine russische Truppe wechselt die andere im Quartier ab, doch gibt es keinen Anlaß zu Klagen über unangemessenes Benehmen. Der General Miloradowitsch wird sogar als „braver Mann" bezeichnet, und selbst die Baschkiren benahmen sich anständig. c. b.

Kleines Feuilleton.

Der andere.

Den einen haben wir am Freitag vorgeführt. Nämlich den Berichterstatter des „Berliner Tageblattes" auf dem östlichen Kriegsschauplatz, Herrn Paul Lindenberg. Den andern, Herrn Heinrich Binder, der das „Tageblatt" auf dem westlichen Kriegsschauplatz repräsentiert, wollen wir mit den Worten kennzeichnen, die die „Aktion" dem Chefredakteur des „Berliner Tageblattes" widmet:

„Vielleicht lesen Sie noch einmal, was im Feuilleton des „Vorwärts" vom 11. und vom 12. Oktober 1912 über jenen literarischen Diebstahl steht, den der heutige Mitarbeiter Ihres Blattes, Heinrich Binder, verübte? Erwischter Binder hatte den Roman „Hafenstürme" des Engländers W. W. Jacobs kurz und binderich unter dem schönen Titel „Krischan Twietmeyer, die Geschichte einer guten Seele" als eigenes Geistesprodukt an die „Altonaer Nachrichten" verkauft. Zur Sicherheit hatte Binder den Namen des Romanhelden gefälscht. Das Plagiat erschien — aber gleichzeitig erschien (zum Verhängnis des Plagiators) das Original in anderen Zeitungen. Doch das stört wohl nicht?"

Kriegsberichterstatter sind, scheint's, oft wunderliche Leute.

Die Kathedrale von Reims.

Der Dom von Reims brennt! Die Meldung, die vom Schlachtfelde zu uns herübertönte, ließ das Herz jeden Kunstfreundes schmerzlich erzittern bei dem Gedanken, daß französische Leichtfertigkeit diese erlesene Perle frühgotischer Architektur in ernste Gefahr gebracht hat. Die Kathedrale, deren Bau im Jahre 1212 nach den Plänen des Meisters Robert de Couchy begonnen wurde, war bereits 1241 so weit fertig, daß das Domkapitel sie beziehen konnte. Die prachtvolle Fassade mit ihren reichen Verzierungen wurde aber erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Angriff genommen, und etwa 100 Jahre später war sie vollendet. Was dieses Wunder der Gotik vor allem auszeichnet, ist die edle Harmonie aller Masse im Inneren wie im Aeußeren. Dem dreischiffigen Langhaus schließt sich vom Querschiff aus eine fünfschiffige Anlage an. Zu den fünf Kapellen, die den Chorumgang umkränzen, steht dieser in seiner schlichten Einfachheit in wirkungsvollem Gegensatz. Das Mittelschiff steigt in stolzer Höhe mehr als doppelt so hoch wie die Seitenschiffe. Die Kirche hat sieben Türme. Fünf davon sind 1481 durch einen Brand bis zur Dachhöhe herab zerstört worden. Auch die beiden Haupttürme der Fassade verloren damals ihre Spitzen, die auch nicht mehr ergänzt wurden. Aber trotz diesem Schönheitsfehler, der der Gesamtwirkung keinen Abbruch tut, ragen diese Türme immer noch zu der stattlichen Höhe von etwa 80 Metern empor. Die Fassade ist mit einer wahren Fülle von Skulpturen ausgestattet. Die Fensterrose über dem tiefen Mittelportal zeigt bei einem Durchmesser von zwölf Metern eine so wundervolle Formenschönheit, daß sie sich durchaus der berühmten Fensterrose der Notre-Dame in Paris an die Seite stellen kann. Darüber ist die Taufe Chlodwigs, des ersten christlichen Frankenkönigs, dargestellt, der im Jahre 496 von dem Schutzheiligen von Reims, dem Heiligen Remigius, getauft und gekrönt wurde. Noch höher zieht sich die sogenannte Königsgalerie entlang, die ihren Namen den 42 Statuen französischer Könige verdankt, die in lebenswahrer Gestalt in Spitzbogennischen nebeneinander stehen. Diese Königsgalerie geht als dritter Stock quer über die ganze Fassade hinweg. Steht man so vor der Kathedrale und versenkt sich in Ruhe in die Betrachtung der Einzelheiten, die sich zu so wunderbarem Einklang verschmelzen, so wird man den Eindruck haben, daß die Fassade als Gesamtheit viel weniger bizarr und unruhig wirkt, als die von Notre-Dame in Paris. Selbst das Strebewerk zeichnet sich durch den ruhigen Adel seiner Formen aus und ist höchster Bewunderung wert. Die Seitenportale sind weniger reich geschmückt. Am Ende der Apsis strebt ein zierlicher Dachreiter empor, der „Engelsglockenturm". Er wird getragen von acht Riesenfiguren und gekrönt von einem Engel, der in seiner Hand das Wahrzeichen des Christentums, das Kreuz, emporhält.

Das Innere der Kathedrale ist verhältnismäßig einfach und wirkt gerade deshalb wohl besonders stark auf den Besucher. Sehr schön sind die runden Pfeiler, die das Gewölbe tragen. Sie sind von vier Halbsäulen umgeben und ihre Kapitelle sind reich mit Blattwerk geschmückt. Von den Glasmalereien der Fenster ist besonders kunstvoll der malerische Schmuck der Fensterrose des Südportals, die Gottvater im Kreise der zwölf Apostel darstellt. Unter den Gemälden, die die Kapellen schmücken, zeichnen sich zwei durch ihren Kunstwert aus. Das eine, das Tizian zugeschrieben wird, gibt die Begegnung des auferstandenen Christus mit Maria Magdalena wieder; das andere, Christi Geburt, zeigt Tintorettos Meisterhand.

(Nach englischen Meldungen ist die Zerstörung der berühmten Kathedrale keineswegs so arg, daß sie nicht wieder hergestellt werden könnte. Die Fassade mit ihren drei Toren ist fast unbeschädigt; ebenso sind die beiden Türme und die Fensterrosetten unbeschädigt. Die Schäden des Dachstuhls sind reparierbar.)

Kulturdokumente.

Die folgenden Strophen sind einem sogenannten „Soldatenlied" entnommen, das betitelt ist: „Hau sie, lieber Gott!" Verfasser ist der Realschulprofessor Fritz Ludin in Freiburg i. B. Vertont von einem Kapellmeister des Stadttheaters und „künstlerisch" geschmückt, wird das Machwerk zum Besten des Roten Kreuzes für eine Mark verkauft. Nur ein paar Strophen:

Wieder juckt es den Franzos
Unter seiner roten Hos:
Flöh in Hosen, Muck im Kopf,
Laust ihm doch den welschen Schopf,
:,: Oder besser :,:
Haut ihn ab, dem falschen Tropf!!

Und in Rußland der Barbar,
Der von je ein Schnapslump war:
Reißt ihm doch die Buddel 'rus,
Deutschen Schnaps schenkt ein dem Ruß,
:,: Oder besser :,:
Setzt den Kerl in Spiritus!!

Und in England, Numro Drei,
Lebt der Herr Minister Grey,
Büffsteck frißt er roh und rot:
Haut den feigen Krämer tot,
:,: Oder besser :,:
Hackt ihn breit zum Entrekôt!!

Und im Balkan auch der Serb,
Will, daß man ihm 's Leder gerb:
Michel, nimm ihn beim Genack,
Gerb ihm seinen lauf'gen Frack,
:,: Oder besser :,:
Zieh' ihm 's Fell ab, dem Schlawack!!

Das verlorene Lachen.

Als wir beide Schulter an Schulter an der Werkbank standen, wie konnte er so lachen. So hell, so laut, so fröhlich und von Herzen, daß es fast das Getöse der Maschinen, der Niethämmer, übertönte und alle Kehlen ansteckte. Es war ein gesundes, ein starkes Lachen, und gesund und stark war er auch, der ewig lachende Maxe. Er lachte viel und gern, und doch traf das Sprichwort vom vielen Lachen auf ihn durchaus nicht zu. Er war kein Narr, nicht mal ein närrischer Kauz, sondern ein heller, kritischer Kopf, der allzeit wußte, was er wollte. Aber sein Lachen war ihm alles und half ihm über alle Bitternisse seines Lebens hinweg — und die waren trotz seiner 20 Jahre nicht gering.

Das Lachen war seine Medizin und seine Waffe, jawohl, Waffe. Wer sich an ihm reiben wollte, den setzte er mit seiner schmetternden Lache glatt in den Sand. Und als einmal in einer öffentlichen Versammlung ein antisemitischer Konfusionsrat seine krausen Gedankengänge über die Partei entwickeln wollte und sich dabei verschluckte, da klang mit einem Male aus der hintersten Ecke des Saales ein Lachen, das wie ein ungestümer Bergbach über die dicht gedrängte Zuhörerschaft prasselte. Maxe lachte, und da wußten wir, die wir neben ihm saßen, daß der arme Schwätzer vorn auf dem Podium unrettbar verloren war. Einige Sekunden stutzte die Versammlung, dann aber brach eine Lachsalve los, so stark und ungehemmt, daß die Fenster dröhnten und der Redner mit offenem Munde wie in einer Versenkung verschwand. So konnte unser Maxe lachen.

Die spätere Zeit trennte mich von ihm. Kürzlich aber sah ich ihn wieder, als ich über dem Alexanderplatz ging. Er war feldgrau gekleidet und stand an einer Haltestelle der Straßenbahn. Ich hätte ihn beinahe nicht mehr erkannt. Es war noch immer das alte, gutmütige Gesicht, aber die Augen — Herrgott, die Augen waren es nicht mehr. Die Augen, die ehemals so lieb und lustig gucken konnten. Und der sonst ewig lachende Mund war herb geschlossen. Es lag etwas Verkniffenes über den Zügen, etwas Fremdes, Fürchterliches. . . .

Er drückte mir die Hand, ganz kurz und hart, dann versenkte er sie wieder in seine Hosentasche. Er konnte mir nicht mehr voll in die Augen sehen. Sein Blick hatte ein scheues Flimmern. Wir gingen eine Tasse Kaffee trinken und sprachen lange. Aber fröhlich wurde er nicht. Er blieb düster und ernst, als drückte etwas mit Zentnerschwere auf ihn. Es tat mir weh.

„Maxe, lach' doch mal!" bettelte ich.

„Lachen?" fragte er schmerzlich, „ach, das Lachen hab' ich verloren, dort," er zeigte mit der Zigarre in die unbestimmte Ferne, „dort haben wir's verscharrt, bei Lüttich!"

Eine Kriegsausstellung in Leipzig.

Auf der Leipziger Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, die ihren Betrieb aufrechterhält, wird zurzeit eine Kriegsausstellung vorbereitet, deren Eröffnung am 1. Oktober stattfinden soll. Die Ausstellung wird nur den gegenwärtigen Weltkrieg behandeln; historische Rückblicke auf frühere Kriege sind im allgemeinen nicht beabsichtigt. Diese neue Sonderausstellung steht in gewissem Zusammenhang mit der Bugra, indem unter anderem gezeigt werden wird, wie groß der Einfluß ist, den der Krieg bereits auf Buchgewerbe und Graphik ausgeübt hat. So werden Bücher, Broschüren, Plakate, Maueranschläge, Karten von den Kriegsschauplätzen, Bilderpostkarten ausgestellt werden. Sehr reich wird sich voraussichtlich die Ausstellung der Tagespresse und illustrierten Zeitschriften gestalten. Dabei werden nicht nur deutsche Zeitungen, sondern auch die Presse der neutralen Länder und die Zeitungen unserer Feinde zu sehen sein.

Die Grenzen der Ausstellung bleiben aber nicht auf das Buchgewerbe beschränkt. Sondern der Krieg wird noch in vielen anderen Einzelheiten zur Anschauung gebracht werden. Uniformen deutscher und feindlicher Truppen werden ausgestellt, Waffen, Munition, Material der Sanitätskolonnen usw. Was verwundete Soldaten an kleinen und großen Kriegserinnerungen (??) in die Heimat mitbringen, ist alles willkommen und wird nach Schluß der Ausstellung gut verpackt zurückgesandt. Die Leitung der Leipziger Kriegsausstellung liegt in den Händen des Museumsdirektors Dr. Schramm, dem ein kleiner Ausschuß, bestehend aus den Herren Verwaltungsdirektor Fiedler, Maler Prof. Héroux, Redakteur Meyer und Schriftsteller Dr. Stettenheim zur Seite steht.

Theater.

Schiller-Theater O: Kleiner Krieg, historische Komödie von Ludwig Rohmann. Ein Schulmädchenstreich in dem adligen Altenburger Fräuleinstift, der in den von Herrn Rohmann herausgegebenen „Briefen an Fritz von Stein" (den Sohn von Goethes berühmter Weimarer Freundin) mit ein paar Zeilen erwähnt wird, hat ihm den unglücklichen Gedanken dieser Komödie eingegeben. Die Fräuleins demonstrierten 1807 nach den Napoleonischen Siegen ihre deutsche Gesinnung durch einen Boykott gegen ihren französischen Sprachmeister, erklärten, überhaupt kein Wort mehr in der verhaßten fremden Sprache reden zu wollen. Zu vier verdrießlich langen Akten ist diese Anekdote ausgereckt. Dem Lehrer, der die Gesinnungslumperei franzmännischer Großmannssucht in Reinkultur zu repräsentieren hat, bekommt von den Damen und anderen guten Deutschen ordentlich die Wahrheit zu hören, um zu guterletzt von dem Minister des Ländchens selber vor die Tür gesetzt zu werden. Aber es gibt unter den Franzosen und den Deutschen, die in französische Dienste traten, auch gute Menschen. Einen Major, der, als er Fräulein Trudes Liebhaber, den tapferen preußischen Offizier arretieren soll, ihm — man weiß nicht recht warum, doch jedenfalls zur frohen Ueberraschung des Publikums — einen Freipaß ausstellt, und einen Provinzialrat, der den Verfolgten über die Grenze schmuggelt. Alles löst sich aufs erfreulichste, und nach dem Sieg über den Sprachmeister wird auch der allzu radikale Streikbeschluß der Damen wider den französischen Unterricht zurückgezogen. So wenig wie in der Erfindung, traten in Dialog und Charakteristik irgend welche über das Niveau farblosester Routine sich erhebende Züge hervor; was indes dem Beifall, namentlich bei den sogenannten patriotischen Stellen, nichts anzuhaben vermochte. Gespielt wurde im Ganzen flott und temperamentvoll. Besondere Erwähnung verdient, daß Herr Werana in der Figur des Sprachlehrers sich dankenswert von jedem billigen Karikieren fernhielt. dt.

Notizen.

— Schweine-Humor. Die „Hamb. Nachr." veröffentlichen aus einem Feldpostbriefe folgendes:

„. . . Gottlob gibt es auch heitere Episoden. Am Sonntag morgen zogen wir in das brennende Ethe (Belgien) ein. Hier blühte uns ein Straßenkampf, der aber durch die Feigheit der Bewohner nicht sehr blutig für uns war. Wir nahmen alles Männliche und auch alle Schinken und Speckseiten mit, denn erstens muß der Mensch leben, und von hinten läßt man sich auch nicht gern erschießen. Vor einer Haustür lag ein verwundeter Franktireur, und dicht hinter ihm grunzte friedlich eine schöne fette Sau. Der vorbeireitende Major rief uns zu: Nehmen Sie das Schwein mit! worauf prompt ein Mann fragte: Welches denn, Herr Major?" — Diese Art „Humor" ist — das sei hier festgestellt — seit dem 30jährigen Kriege in Deutschland nicht mehr üblich gewesen. Sie findet ihre Vorbilder im „Simplicius Simplicissimus" des Grimmelshausen. Vielleicht daß auf diesem Gebiete die vielberufene „Auferstehung der deutschen Kunst" erfolgen wird!

— Theaterchronik. Humperdincks „Marketenderin", die am nächsten Montag ihre Erstaufführung am Deutschen Opernhause erlebt, ist ein Singspiel, das am letzten Tage des Jahres 1813 spielt, unmittelbar vor dem Uebergange Blüchers bei Caub. Das Textbuch ist von Robert Misch.

— Konzertchronik. Am 3. Oktober findet in den Kammersälen, Teltower Str. 1, ein Konzert zum Besten der Kriegshilfe statt. Eintritt 30 Pf.

— Die Kunstschätze des Louvre sind in Sicherheit gebracht worden. Alle Fenster wurden vermauert. Die Mona Lisa wurde nach Toulouse gebracht. Aehnliche Maßnahmen wurden in allen anderen Pariser Museen getroffen.

— Die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof ist am Sonntag zum letzten Male dem Besuch geöffnet. Bei Eintritt der Dunkelheit wird sie geschlossen.

— Der Schutz von Kunstwerken im Kriege. § 27 des Uebereinkommens der zweiten Friedenskonferenz über den Landkrieg vom 18. Oktober 1907 bestimmt: „Bei Belagerungen und Beschießungen sollen alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden, um die dem Gottesdienste, der Kunst, der Wissenschaft und der Wohltätigkeit gewidmeten Gebäude, die geschichtlichen Denkmäler, die Hospitäler und Sammelplätze für Kranke und Verwundete, soviel als möglich zu schonen, vorausgesetzt, daß sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zweck Verwendung finden."

— Die Geistesarmut. Auch bei den Komponisten langt es nicht. Also langen sie zu. Will sagen: da sie nichts eigenes schaffen können, „leihen" sie, nach guter alter Komponistensitte. So erscheint bei Karl Simon, Musikverlag, Berlin W 35, ein „Deutsches Kampflied" von Emund Kühn, Text nach (!) Julius Rodenberg. Titel sehr kühn: „Nach Paris! 1813. 1870. 1914." Mitten in der Strophe geht die sogenannte Melodie einfach über in den alten „Fridericus rex". Eine merkwürdige „Wiedergeburt der deutschen Kunst", von der chauvinistische Aesthetiker bereits allenthalben faseln!

— Kein Ruß' Musikus. Der von seinen Charlottenburger Kollegen kaltgestellte Tenorist Arensen gastierte in Hamburg als Walter Stolzing! Weniger anständig ist man in Bremen, wo die Chauvinisten nach Charlottenburger Muster einen russischen Untertan, den Tenoristen Spivak, hinausgesetzt haben.

— Dem Protest gegen die chauvinistischen Gelehrten haben sich auch die Professoren Waldeyer und Orth angeschlossen.

— Wie's gemacht wird. „Belgische Jäger, die sich nach einem Gefecht mit einem Schwerverwundeten sechs Tage lang in einem Kanalrohr versteckten." So nennt der „Tag" ein Bild, das er vor einigen Tagen brachte. Die Münchener Zeitschrift „Zeit im Bild" macht die Sache interessanter und schreibt unter genau dasselbe Bild: „Abfuchen eines Schlachtfeldes. Ein erschossener Franktireur wird aus einem Graben gezogen." — Wenn das übrigens mit Schlachtfeldbildern so weiter gehen soll, wie bisher, können wir noch nette Dinge erleben. Uns soll es recht sein. „Zeit im Bild" brachte, nebenbei bemerkt, kürzlich ein Bild: Deutsche Ulanen vor Paris. Natürlich keine Photographie, sondern eine Zeichnung! Just als sie erschien, war der rechte deutsche Flügel zurückgenommen worden.

— Künstlerpolitik und Kunstpolitik. Der Vorstand der „Artistes Français" hat beschlossen, in Zukunft keine deutschen Künstler mehr als Aussteller zuzulassen. Der Salon der „Artistes Français" ist die Gesellschaft der Kitscher und Zuckerbäcker, die in jedem Frühjahr das Grand Palais der elysäischen Felder zu einer Wüste macht. Die Ironie des Schicksals will, daß es just Herr Bonnat und seine Sippe waren, die im offiziellen Deutschland bisher als die Vertreter einer „gesunden" Kunstrichtung galten und in hohen Gnaden standen.

— Charles Péguy, einer der vornehmsten und eigenartigsten Sprachkünstler Frankreichs, ist auf dem Schlachtfeld gefallen. Ein Kind des Volkes, hatte er in seinen ersten Schöpfungen die moderne Weltanschauung und ihre sozialen Ideen verkündigt, war aber dann wie so manche seiner Generation einen Weg gegangen, der ihn den traditionellen Parteien in Religion und Politik immer näher führte. So wurde aus dem revolutionären Vorkämpfer der Dreyfus-Zeit der schwärmerische Poet des Jeanne d'Arc-Kultus, den nur noch sein Glauben an die Demokratie von den raffinierteren Machern der neumonarchistischen Reaktions-Ideologie trennte. Idealistische Selbstlosigkeit und edler Trotz haben Péguy bis zum Schluß ausgezeichnet und ihm ermöglicht, sein Werk, die „Cahiers de la quinzaine" am Leben zu erhalten.

— Roda Roda über die Kosaken. Der auf dem galizischen Kriegsschauplatz weilende Schriftsteller Roda Roda schreibt auf Grund von Mitteilungen, die ihm Verwundete machten: „Von den Kosaken erzählen die Verwundeten überhaupt nichts. Wenn sie das Gelichter jemals zu Gesicht kriegen, zeigen die Kosaken immer den Rücken. Einen Kampf zu Pferde nehmen sie nicht auf. Die Furcht vor den Kosaken besteht auch nur bei den Einwohnern Galiziens. Sie sind es, die jeden Tag da und dort Kosakenpatrouillen gesehen haben wollen. Leute aber, die mit den donischen Reitern wirklich schon zu tun hatten, die Flüchtlinge aus Ostgalizien etwa, berichten erstaunt, daß jene Halbbarbaren gar nicht so unebene Gesellen wären. Sie rauben und sengen nicht. Sie bezahlen, was sie brauchen, dann trollen sie sich ihres Weges, der österreichischen Kavallerie entgegen. Haben sie sie aber gefunden, dann nehmen sie Reißaus."

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.